Notizen im Oktober

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA**

Band (Jahr): **53 (1982)**

Heft 10

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Das oben erwähnte «Völkerball»-Spiel kann nun also mit folgender Erweiterung gespielt werden, soll es kooperative Funktion erhalten: Wir können abmachen, dass jeder Spieler, der getroffen wurde, nicht vom Feld in die «Kolonie», sondern zur Gegenpartei hinüberwechselt. Bald einmal werden die Mannschaften so gemischt sein, dass ein Sieg der einen Mannschaft nicht mehr überblickbar ist. Natürlich ist diese Erweiterung nur ein Beispiel . . .

Kooperative Spiele – nur für Kinder?

Im Buch von Orlick werden die Spiele für Kinder von drei bis sieben Jahren von denen für Kinder von acht bis zwölf Jahren getrennt vorgestellt. Das hat aber lediglich mit der Schwierigkeit und Komplexität der Spiele zu tun. Viele dieser Spiele lassen sich für Erwachsene verwenden. Ich denke also nicht nur an Spielnachmittage mit Heimkindergruppen, an Sportnachmittage für Volksschulklassen, wo Wettkämpfe aufgelockert werden könnten, sondern auch an gemeinsame Spielnachmittage mit Eltern und Kindern oder an Feste mit Teilnehmern verschiedensten Alters. Ein einfaches Beispiel aus der Fülle des Buches: die «Reise nach Jerusalem». In diesem Spiel drehen sich gewöhnlich alle Teilnehmer um eine Reihe von Stühlen zu einer Musik, die periodisch abgestellt wird. Dabei muss sich jedermann auf einen Stuhl setzen. Ein Stuhl aber fehlt, so dass ein Spielteilnehmer jeweils auszuscheiden hat. Spielt man dasselbe in kooperativer Weise, so wird wohl jedesmal, wenn die Musik wieder einsetzt, ein Stuhl weggeschoben, aber alle Teilnehmer bleiben im Spiel. Es trifft deshalb immer mehr Leute auf einen Stuhl, so dass sich mehrere Spieler auf denselben setzen müssen. Zuletzt befindet sich die ganze Schar auf dem letzten übriggebliebenen Stuhl: man muss sich als Menschenknäuel arrangieren. Das geht auch mit sogenannten «Erwachsenen» recht gut . . .

Ich will nicht mitmachen!

In der Praxis trifft man immer wieder auf Kinder, die nicht mitspielen wollen. Dies gilt auch für die klassischen Wettbewerbsspiele in Schule und Heim, wie für die kooperativen Spiele. Sowohl misserfolgsgewohnte Schüler als auch leistungsorientierte Sportlernaturen können sich deshalb einmal weigern, mitzumachen. Im ersten Fall kann die Aufforderung, es zu versuchen und die Erklärung der Spielabsicht schon helfen, oder man lässt das Kind zuerst zuschauen, bis man es nach einiger Zeit von einem Kameraden einladen lässt. Andere wollen vielleicht zuerst mit dem Gruppenleiter probieren. Im anderen Fall des leistungsorientierten, guten Sportlers ist es oft weniger schwierig, Begeisterung auszulösen: In der Regel wird nämlich eine neue Erfahrung gemacht, die recht positiv aufgenommen wird und als Bereicherung empfunden wird. Wohl dauert es aber in beiden Fällen seine Zeit, bis diese positiven Erfahrungen möglich werden.

Kooperative Spiele können misslingen. Abgemachte Regeln befriedigen nicht immer. Hier ist es wohl nötig, im Gespräch Erlebnisse auszutauschen und anschliessend zu neuen Entscheiden zu kommen. Man kann diese Gespräche bis zum Ausfüllen eines Fragebogens erweitern, wie er zum Beispiel im Anhang des Buches vorgestellt wird.

Kinder mit besonderen Schwierigkeiten in Wahrnehmung, Bewegung und sozialem Spiel verhalten sich oft gehemmt im kooperativen Spiel. Für sie sind im Buch auch einige Spiele zusammengestellt, die auf solche Situationen zugeschnitten sind. Aus diesen Entwürfen können, wie bei allen Beispielen im Buch, eigene Weiterentwicklungen erfunden werden.

Terry Orlick: Kooperative Spiele. Herausforderung ohne Konkurrenz. Weinheim und Basel: Beltz Verlag 1982. (Originalausgabe in Englisch, 1978), 147 S.

Mir scheint der Aspekt des Spielens, der in diesem Buch in anregender, vielfältiger und praktischer Weise dargestellt wird, wichtig. Ich bin mit dem Autor einig, dass wir in unserer Spieltradition die Tendenz haben, Spiele als Wettbewerbssituationen zu betrachten und damit die Dimension der Kooperation zu verlieren. Das Denken findet sich bis in die Erwachsenenspiele und -sportformen, zum Beispiel den Olympischen Spielen, wo Sieg und Sieger wichtig sind. Nach meiner eigenen Erfahrung aber spielen Kinder oft konkurrenzlos. Ob wir deshalb ein Stück Spieltradition korrigieren können?

Das Buch enthält jedenfalls auch ein Kapitel zu Spielen aus anderen Kulturen, die unser traditionelles Denken nur bereichern können. Die Widmung des Buches an die Frauen dieser Welt drückt die Hoffnung des Autors aus, unser einseitiges (männliches?) Wettbewerbsdenken in Zukunft zu lockern.

C. B.

Heinz Bollinger:

Notizen im Oktober

Im September war hier (neben anderem) vom Abmagern die Rede. Jetzt wird – im Sinne einer Vorschau – vom Essen und vom Trinken gesprochen. Luzern, Mitte des nächsten Monats, man weiss es ja: «Der Mensch ist, was er isst». Der Titel der diesjährigen Herbsttagung des VSA für Altersheimleitung und Kaderpersonal scheint da und dort, wiewohl vom erläuternden Hinweis begleitet, dass Essensformen auch Lebensformen sein können, auf Widerspruch gestossen oder als Ärgernis empfunden worden zu sein. Manchmal freilich sind derlei Provokationen gesund, wenn sie zum Nachdenken anregen.

«Der Mensch ist, was er isst»: Zunächst mutet ein Satz wie dieser gewiss wie ein blosses Wortspiel an, doch ist er noch einiges mehr und hat auch seine Geschichte. Er geht auf Ludwig Feuerbach (1804–1872) zurück, von dem man weiss, dass sein Denken Karl Marx und den Dichter Gottfried Keller stark beeinflusst hat. Der Name Feuer-

bach steht, um es ganz kurz zu machen, für die Ansicht, das Lebewesen Mensch sei von der Natur und nicht irgendwie vom Himmel her zu erklären.

Feuerbach steht auch für den Anspruch, dass der Mensch in jeder Phase seines Lebens, in der Jugend und im Alter, ein Recht darauf habe, in seinen «natürlichen», leiblichen Bedürfnissen ernstgenommen zu werden. Diesen leiblichen Bedürfnissen dient das Essen, das Trinken, beides Dinge, die ins Kapitel «Lebensqualität» gehören. Heute gilt die Forderung nach mehr Lebensqualität – stellt man auf den Schweizerischen Landesbericht zur UNO-Weltkonferenz 1982 über das Altern in Wien ab – auch für die alten Menschen. Erst recht gilt sie für die Menschen im Altersheim.

*

Die von der Gesellschaft für praktische Sozialforschung unlängst bei rund 2000 Jugendlichen durchgeführte Umfrage – gefragt war die Einstellung der Jungen zu ihren Eltern sowie zu den derzeit aktuellen Problemen unseres politischen und sozialen «Systems» – hat, alles in allem, ein anderes, von demjenigen ziemlich stark abweichendes Bild erbracht, welches uns in der Regel von Presse, Radio und Fernsehen serviert wird. Anders ist dieses Bild, weil es sehr viel positiver ist.

Die Umfrage, bzw. ihr Resultat sei geeignet, vorhandene Vorurteile zu korrigieren, erklärten die professionellen Kommentatoren. Im Nachhinein auf Einzelheiten einzugehen, darf ich mir ersparen. Hingegen interessiert mich zu wissen, weshalb denn das Vorurteil entstanden ist, wer es erzeugt und genährt hat.

Es hat, wenn und wo überhaupt, nur entstehen können, weil seine geschickten Urheber die herausgegriffenen spektakulären Einzelfälle in den Medien als objektive und mithin allgemeine Realität dargestellt haben. Die Welt der sogenannten Medienschaffenden entpuppt sich als die Banalform der «Welt als Wille und Vorstellung» (um einen Ausdruck Schopenhauers zu verwenden).

Es ist eine künstliche Welt, wie sich zeigt, die vom Anspruch lebt, das herausgegriffene Einzelne müsse auch das begreifbare Allgemeine sein. Zu dem, was unter dem Titel der Objektivität daherkommt, wird man im Regelfall besser und gescheiter ein Fragezeichen setzen. Auch die Medien, selbst wenn sie bemüht sind, «objektiv» zu sein, schaffen und nähren die Vorurteile, sonst nichts.

*

Dieser Tage hätte ich meinem Sohn den Unterschied zwischen Miete und Leasing erklären sollen. Das war, wie ich gestehen muss, für mich ein schwieriges Geschäft. Der Herr Sohn freute sich sichtlich und weidlich über mein Unvermögen. Seither verfolgt mich das Zeugs, ich kann ihm nicht ausweichen. Was hilft's, dass auch ein Fachmann im Leasing, dem ich die Frage vorlegte, nach wenigen Zügen ins Stocken und Stottern geriet? Früher konnte unsereiner noch mithalten, als es einfach um Kauf, Tausch und um Eigentum ging und Eigentum weithin als Inbegriff der Sicherheit galt. Deshalb durfte auch noch Karl Marx in der Enteignung das wirksamste Mittel sehen, dank welchem sich die Masse der Habenichtse aus aller Unsicherheit zu befreien vermöge. Aber in der Wirtschaft hat der herkömmliche Eigentumsbegriff schon längst abgewirtschaftet. Auch Marx gehört zum alten Eisen, seit man im Leasing-Zeitalter erkannt hat, dass der Besitz und die Fähigkeit, mit dem Besitz etwas Nutzbringendes anzufangen, zweierlei Stiefel sind. Diese Fähigkeit ist keine Eigenschaft, die am Eigentum klebt und bei Enteignungen einfach mitgeht.

*

Mit dem Beten haben wir Mühe – oder, wenn ich mir gestatten darf: habe ich Mühe. Der Gedanke, es lasse sich als Mittel und Methode leicht missverstehen und missbrauchen, schreckt mich, von anderen «Gründen» gar nicht zu reden. Vor Monaten habe ich in der Zeitung unter dem Titel «Eltern beten für ihre Kinder» ein «Gebet für das schwierige Kind» gefunden, das mich seither begleitet, fast wie der Schatten. Es soll dem Buch «Wie Sonne und Mond einander rufen» von Heidi und Jörg Zink (Kreuz-Verlag) entnommen sein und lautet:

Vater im Himmel,
ich habe es von dir,
dieses Kind.
Du hast es mir anvertraut.
Du willst, dass ich es leite
und erziehe und ihm helfe,
erwachsen zu werden.

Ich bitte dich, hilf mir.
Ich bitte dich um Geduld,
um viel Geduld.

Ich will, dass es besser ist als ich.
Und ich weiss, dass es unrecht ist,
das zu verlangen.
Ich will, dass es reiner ist als ich,
lauterer und liebevoller.
Und darüber werde ich unbarmherzig.

Ich will, dass es Maßstäbe hat,
nach denen es handelt.

Und ich habe doch selbst kein Mass.
Ich weiss längst nicht mehr,
was ich erlauben oder verbieten soll.
Jeder sagt etwas anderes.

Zeige mir deinen Willen.
Gib mir die Freiheit,
meine Grundsätze
und meine Gewohnheiten wegzulegen
und heute, nur für heute,
zu verstehen, was du willst.

Hilf mir loszulassen
und nicht zu meinen,
es müsse alles durch mich geschehen.

Gib mir ein gutes Wort,
wenn es heimkommt,
und bewahre in mir das Vertrauen
zu deinem Kind
und meinem Kind, das Vertrauen
in dich und mich. Amen.

In den vergangenen Wochen habe ich diesen Text oft gelesen, immer wieder. Manchmal gingen mir die Worte ein, wie eine sanfte Melodie, manchmal prallten sie an mir ab. Jetzt ist mir das Zeitungsblatt erneut in die Hand gekommen, und jetzt schreibe ich das Gebet hier geschwind ab. Es enthält alles, will mir scheinen, was sich zum Thema Erziehung denken und sagen lässt. Und es ist mir schnorzegal wenn die Leute vom Fach der Erziehungswissenschaft, der Soziologie und Psychologie über mich lächeln.